

Pflege zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Forscher der Goethe-Uni wollen helfen, den Alltag in Kliniken und Heimen besser zu organisieren

pach. FRANKFURT. Fünfeinhalb Tage sind keine lange Zeit. Jedenfalls nicht, wenn es darum geht, einen Patienten wieder auf die Beine zu bringen, ihm alte Fähigkeiten wiederzugeben oder neue beizubringen. Im Schnitt haben die Pfleger in den Hochtaunuskliniken aber nicht mehr als ebendiese fünfeinhalb Tage, um ihren Auftrag zu erfüllen. So lange dauert nämlich ein durchschnittlicher Aufenthalt in den Krankenhäusern in Bad Homburg und Usingen, wie die Geschäftsführerin und Pflegedirektorin Yvonne Dintelmann sagt. Das sei für die Krankenpfleger eigentlich viel zu kurz, um das zu schaffen, was sie in ihrer Ausbildung gelernt haben. Für einen ganzheitlichen Ansatz reiche diese Zeit eigentlich nicht aus. „Unsere Pfleger müssen sich auf das Wesentliche konzentrieren und ihren Ethos mit der Realität in Einklang bringen.“

Es ist diese Spannung zwischen Anspruch und Wirklichkeit, die offenbar viele Alten- und Krankenpfleger ihre Lust am Beruf verlieren oder sie gar krank werden lässt. Ein Forschungsprojekt der Universitäten Frankfurt und Witten/Herdecke soll ihnen helfen, besser mit den Rahmenbedingungen in ihrer Branche zurechtzukommen. In den nächsten drei Jahren wollen die beiden Hochschulen mit drei Partnern aus der Praxis herausfinden, wie sich die Prozesse im Pflege-Alltag verbessern lassen, und damit den

Beruf attraktiver machen. Außer den Hochtaunuskliniken begleiten ein ambulanter Pflegedienst und ein Altenheim das Forschungsvorhaben. Gestern hat die Arbeit mit einer Fachtagung auf dem Campus Westend begonnen.

Das sich viele Pfleger von ihrer Arbeit entfremdeten, sei ein großes Problem, sagt Christa Larsen, Geschäftsführerin des Instituts für Wirtschaft, Arbeit

und Kultur an der Goethe-Universität, das das Projekt leitet. Um den Mangel an Pflegern zu beheben, sei es wichtig, solche Negativerfahrungen zu vermeiden. Dazu müssten Führungskräfte und Pfleger lernen, welche Spielräume sie trotz schlechter Rahmenbedingungen hätten. Nicht die Regeln seien entscheidend; es komme darauf an, was die Häuser daraus machten, etwa wenn es um

die Dokumentation der Arbeit von Pflegern gehe, sagt Larsen. Nicht jede Aufzeichnung sei wirklich nötig, manche Form der Bürokratie lasse sich vermeiden.

Ulrike Höhmann ist Professorin für multiprofessionelle Versorgung an der privaten Universität Witten-Herdecke. Sie hofft, dass die zwölf Forscher in den nächsten drei Jahren Modelle entwickeln, wie sich Heime, ambulante Dienste und Kliniken so führen lassen, dass Pfleger wenig Frustration erleben. Dazu werden sie etwa die Abläufe in den Hochtaunuskliniken unter die Lupe nehmen. Letztlich gehe es vor allem darum, den Mitarbeitern beizubringen, im Alltag eigene Prioritäten zu setzen.

Das Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert das Projekt mit 1,3 Millionen Euro. Ein Beirat aus Arbeitgebern, Krankenkassen, Beamten und Gewerkschaften soll die Forschung begleiten. Auf weiteren Tagungen werden die Projektpartner von den Ergebnissen berichten.

Nur wenn es gelinge, die Arbeitsbedingungen in der Pflege zu verbessern, lasse sich der Mangel an Fachkräften beheben, meint Larsen. Schon 2012 fehlten ihr zufolge in Hessen 3000 ausgebildete Pfleger. Diese Zahl werde allen Erwartungen zufolge steigen. Nur mit zusätzlichen Plätzen in Pflegeschulen lasse sich dieser Engpass nicht beheben.



Schreibkraft: Pfleger müssen ihre Arbeit aufwendig dokumentieren.

Foto Imago/epd